

Predigt zum Sonntag Judika, 22.3.2026, Erlöserkirchengemeinde Düsseldorf (SELK)

Hebräer 13,12-14:

12 Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. 13 So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen. 14 Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Liebe Gemeinde, heute wollen wir über die Auftragsvergabe für die Sanierung und den Umbau unseres Pfarrhauses beraten und beschließen. Dieses Pfarrhaus war vor 70 Jahren errichtet worden, nachdem unsere Kirche im Zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff zerstört worden war. Ein eigenes Pfarrhaus hatten wir bis dahin nicht gehabt. Die Kirche und die Wohnung des Pastors hatten damals in der Nähe des Hauptbahnhofs gelegen, also im Zentrum der Stadt. Sie waren so sehr gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar – ein Auto hatte damals ja kaum jemand. Für den Wiederaufbau aber musste unsere Gemeinde hierher, an den damaligen Stadtrand, ausweichen. Denn beim Wiederaufbau der Stadt sollte die Straße nun über unser ehemaliges Kirchengelände geführt werden. So hatten wir nicht nur unsere Kirche und die Pfarrwohnung, sondern auch unseren Platz im Zentrum der Stadt verloren. Da gab es sicher viel Verzweiflung und Trauer und Sorge vor der Zukunft.

Aber was für ein Segen ist uns daraus erwachsen! Zwar konnte man zunächst nicht mehr so gut mit der Bahn zur Kirche kommen, aber wir bekamen ein großzügiges Grundstück mit einer schönen neuen Kirche, eigenen Gemeinderäumen und einem großen Pfarrhaus. Solche tollen Möglichkeiten für die Gemeindegemeinschaft hatte es bis dahin nicht gegeben. Und auch die Randlage, die der neue Standort zunächst bedeutete, ist heute ein großer Vorteil. Denn nun ist unsere Kirche nicht nur in einem der schönsten Stadtteile Düsseldorfs zuhause. Hier gibt es auch noch Parkmöglichkeiten für die, die jetzt ja allermeist mit dem Auto hierher kommen. Die hätten wir an dem alten Platz jetzt überhaupt nicht mehr. So ist aus der Katastrophe ein großer Segen für unsere Gemeinde erwachsen, wie wir ihn ohne diese Katastrophe wohl nie erfahren hätten.

Nun stehen wir vor einer Entscheidung, die wieder Zerstörung und Verlust bedeutet – zunächst. Bei dem geplanten Bauvorhaben wird von dem bestehenden Pfarrhaus kaum mehr als der Großteil der Außenwände stehenbleiben. Dabei wird es nicht nur äußerliche Veränderungen geben. Auch die Bewohnerschaft dieses Grundstücks wird sich verändern, und wir werden erleben, was das dann konkret bedeutet. Erhebliche Mittel sind für all das zu investieren, und das in der gegenwärtigen Haushaltslage der Gemeinde und in der Lage unserer Kirche und unserer Welt. Aber wir treffen diese Entscheidung für das Bauvorhaben in dem Vertrauen, dass gerade so neue Lebensmöglichkeiten für die Gemeinde entstehen, denn damit schaffen wir eine attraktive Wohnung für eine neue Pfarrfamilie und mit den Mietwohnungen Einnahmemöglichkeiten für die Gemeinde, die unseren zuletzt eher defizitären Haushalt stützen.

Was hat das alles mit dem eben gehörten Wort aus dem Hebräerbrief zu tun? Für mich ist es heute diese Verbindung von dem Schmerzlichen, dem Verlust und der Trauer mit dem Segen. Schmerz, Verlust und Trauer erleben wir ja immer wieder in unserem Leben – auf sehr unterschiedliche Weise. Viele unter uns haben ihre Heimat verloren, ihr Hab und Gut und ihre berufliche Perspektive und sorgen sich gerade um ihre Verwandten und Freunde im Iran. Andere haben ihre Gesundheit oder ihren liebsten Menschen verloren. Uns allen sind scheinbare Gewissheiten über Verlässlichkeit in der Politik, über die Geltung internationaler Regeln und Verträge bis hin zum weiteren Bestehen der natürlichen Lebensgrundlagen verlorengegangen. Doch ich möchte auch in diesen Zeiten in der Spur der Hoffnung bleiben und trotz und in allem daran festhalten, dass Gott uns sieht, um uns weiß, unsere Gebete hört und ganz gewiss auf seine Weise hilft.

An diesem fünften Sonntag der Passionszeit blickt der Hebräerbrief auf den Leidensweg von Jesus und deutet ihn. Da gibt es diese Verbindung von Verlust und Schmerz mit Zukunft und Segen. In dieser Spannung steckt eine Kraft, die den Horizont öffnet. Durch sie können neu Vertrauen und Mut, Hoffnung und Zuversicht wachsen. Und genau diese Kräfte brauchen wir, um entscheidungs- und handlungsfähig, ja um lebensfähig zu sein und zu bleiben.

In den drei Sätzen aus dem Hebräerbrief, die wir gehört haben, ist alles konzentriert, was die Theologie zu bieten hat: **Gotteserkenntnis, Ethik und Verheißung**. Sie werden in drei kleine Verben gepackt: **leiden, tragen, suchen**. Im Nachdenken über diese Verben können wir **etwas entdecken über das Wesen Gottes, über unseren Auftrag und über das Ziel unseres Lebens**.

I.

„Jesus hat ... gelitten draußen vor dem Tor“, heißt es im ersten Satz (v. 12). Mit diesen wenigen Worten wird hier die Passion Jesu zusammengefasst. Und dieser Jesus ist nun nicht einfach bloß ein leidender Märtyrer für eine gute Sache, der sich mit uns in unserem Leiden solidarisiert und uns dazu ermutigt, seinem Vorbild nachzufolgen und für die gute Sache einzustehen, auch wenn sie mit Leiden verbunden ist. Vielmehr ist der, der da am Kreuz leidet und stirbt, kein Geringerer als der lebendige Gott selber. Er weiß genau, was es heißt, ein Außenseiter zu sein, alles zu verlieren, Angst und Schmerzen zu haben, nicht mehr weiterzuwissen, keine Zukunft mehr zu sehen.

Aber dürfen wir so überhaupt von Gott sprechen – dass er hingerichtet wird wie ein Verfluchter, dass er leidet und stirbt? Ist das nicht geradezu gotteslästerlich? Für den Islam ist es dies auf jeden Fall; er kann schon nicht ertragen, davon zu sprechen, dass der Prophet Jesus gekreuzigt wurde, weil ein solches Ende eines gottesfürchtigen Propheten unwürdig sei. Ein gottesfürchtiger Prophet muss am Ende auch erleben können, dass sich solche Gottesfurcht auszahlt. Der kann nicht gekreuzigt werden. Aber noch weniger kann ein Muslim die Worte ertragen, dass Gott selber leidet, dass Gott selber gekreuzigt wird: Gott ist doch so viel größer als wir Menschen, dass er doch nicht selber Mensch werden kann, dass er erst recht nicht menschliches Leiden an sich selber erfahren kann! Einen leidenden Gott, so etwas kann es doch gar nicht geben!

Doch unser ganzer Trost besteht genau darin, dass es der lebendige Gott selber ist, der als kleines Kind in Bethlehem geboren wurde, der gelitten hat und am Kreuz gestorben ist. Es ist geradezu unmöglich, überhaupt über Gott zu sprechen, ohne dabei zuerst und vor allem von dem Gekreuzigten zu sprechen, der gerade auch als der Gekreuzigte „*Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott*“ bleibt.

Wenn wir bedenken, dass der, der da am Kreuz hängt, Gott selber ist, erscheint dann auch die Frage nach dem Verhältnis zwischen unserem Glauben an Gott und dem menschlichen Leid in einem anderen Licht: Gott und das menschliche Leid stehen dann nicht mehr in einem Gegensatz. Sie sind nicht mehr durch eine unendliche Entfernung voneinander getrennt. Vielmehr kann ich nur so von Gott sprechen, dass ich zugleich von seinem Leiden spreche. Es gibt kein menschliches Leid, das er, der lebendige Gott, nicht selber erfahren und erlitten hätte.

Und das bedeutet dann allerdings in der Tat, dass Gott selber sich in seinem Leiden mit den leidenden Menschen dieser Welt solidarisiert, dass er sich ganz bewusst an die Seite der Armen, der Leidenden, der Unterdrückten stellt und ihren Platz und ihre Perspektive einnimmt. Es bedeutet, dass Gott das Leiden der Menschen selber nicht unberührt lässt, dass er vielmehr in einer viel tieferen Weise sein Mitleiden zeigt als nur auf der Gefühlsebene, wie wir das Wort „Mitleid“ heute im Deutschen meist verstehen. Jesus trägt unsere Last – all das, was uns Angst und Sorgen macht, wessen wir uns schämen, was uns trennt von uns selbst, von unseren Mitmenschen und von Gott –, trägt es hinaus vor die Tore der Stadt, hinauf nach Golgatha.

Doch gerade so „*heiligt er uns*“, damit wir wieder zu Gott gehören und in seiner Gemeinschaft leben dürfen. Er leidet und stirbt – aber gerade so schafft er uns neues Leben! Wo

wir denken mögen: Jetzt bricht alles zusammen, jetzt ist alles aus, da fängt er neu mit uns an. „Darum hat Jesus gelitten draußen vor dem Tor.“ –

II.

„So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen“ (v. 13). Tragen – das ist unser Auftrag als Christen. Seine Schmach, das meint seinen schändlichen Tod am Kreuz. Es geht also darum, zu ihm zu stehen, sich zu ihm zu bekennen, auch wenn uns das Unverständnis, Spott oder Schlimmeres einträgt.

In den Asylverfahren beim Gericht werden unsere persischen Mitchristen immer wieder einmal gefragt, ob sie, wenn sie in den Iran zurückgeschickt werden würden, die drohende Todesstrafe nicht ganz einfach vermeiden könnten, wenn sie ihren christlichen Glauben nur ganz einfach für sich privat leben würden. Doch diese Frage zeugt von großer Unkenntnis des christlichen Glaubens. Sicher muss man kein Kreuz um den Hals tragen oder sich auf den Körper tätowieren lassen. Man muss sich auch nicht wie die Zeugen Jehovas in die Fußgängerzogen stellen und versuchen, die Leute zu missionieren. Aber man kann als Christ auch nicht einfach „drinnen“ bleiben, im sicheren, vertrauten Bereich. „Zu Jesus hinausgehen“ bedeutet auch, sich wie er zu den Außenseitern zu stellen, den Isolierten, zu denen, die vom Leben ausgesperrt wurden, die in Schuld verstrickt sind, sich schämen, die krank sind oder gebrochen. Denn deren Schmach ist seine Schmach.

Wir müssen dabei nicht gleich zu Märtyrern werden wie er. Wir brauchen auch nicht die Welt zu retten wie er. Aber wir können solidarisch sein mit denen, die benachteiligt oder ausgegrenzt werden, die einsam sind oder Hilfe brauchen. Wir können – gerade auch jetzt in der Vakanzzeit – Verbindung zu ihnen halten – per Telefon, im Austausch beim Kirchenkaffee, bei einem Besuch, im Gebet. Wir können Verantwortung übernehmen für das Leben unserer Gemeinde, können versuchen, miteinander die Herausforderungen zu bewältigen und die Beschwerden zu tragen.

Das alles mag anstrengend und mühsam sein. Es wird sogar Situationen geben, in denen es riskant ist. Wie viele Enttäuschungen haben wir dabei schon erlebt, wie viel Geld verloren, das nicht zurückgezahlt wurde. Wie oft wurden wir beschimpft, wenn das Ergebnis unserer Hilfeleistung nicht den Erwartungen des Hilfesuchen entsprach. Aber gerade so kommen wir unserem Herrn besonders nahe. Gerade da, wo wir denken mögen, das habe doch alles keinen Sinn, wo wir aufgeben wollen und vielleicht sogar meinen, Gott habe uns im Stich gelassen, gerade da können wir erleben, dass wir nicht allein sind „da draußen“, dass Jesus Christus sich in besonderer Weise mit uns verbindet und uns beim Tragen hilft. Da kann dann auch die Krise unseres eigenen Glaubens zu einem stärkeren Vertrauen auf Gott führen.

III.

Begründet wird unser Auftrag zu tragen hier mit einer großen Verheißung: Es bleibt nicht alles so wie es ist. „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (v. 14). Dabei möchten wir oft so gerne noch bleiben. Der Umzug nach Bonn war für mich jetzt der 14., und das Umziehen wird trotzdem nicht zu meinem Hobby. Gerne wären wir hier in Düsseldorf und in dieser Gemeinde geblieben. Aber das wäre weder für den neuen Pastor noch für die Gemeinde gut. So orientieren wir uns nun neu.

Immer wieder müssen wir alle in diesem Leben Abschied nehmen – nicht nur von Orten, sondern auch von Menschen, die uns am Herzen lagen, von vertrauten, lieb gewordenen Verhältnissen. Das heißt nicht, immer alles gleich auf den Müll zu werfen, weil das Neue automatisch das Bessere wäre. Es lohnt es sich durchaus, sich für stabile Beziehungen, sichere Arbeits- und Lebensverhältnisse, nachhaltiges Wirtschaften und einen dauerhaften, gerechten Frieden einzusetzen. „Bleiben“ ist jedoch nicht gleich „Bleiben“: es kann Beständigkeit, Verlässlichkeit und Treue bedeuten, aber auch Stehenbleiben, Verhärtung, Erstarrung. Die Ansage, dass wir hier keine bleibende Stadt haben, ist für die meisten Menschen auf dieser Erde nicht bedrohlich oder deprimierend, sondern tröstlich und ermutigend, weil sie in Verhältnissen leben, in denen ihnen diese Ansage Hoffnung macht, dass sich etwas

ändern kann.

So bleibt der Hebräerbrief auch nicht bei der Negativaussage stehen: „*Wir haben hier keine bleibende Stadt*“, sondern öffnet uns eine neue Perspektive: „*die zukünftige suchen wir*.“ Christliche Hoffnung endet nicht dort, wo wir unsere irdische Heimat verlassen und das Vertraute aufgeben müssen. Die Alternative zum Verlust ist hier kein krampfhaftes Festhalten am Vergehenden, sondern ein Sich-Öffnen für die Zukunft. Es ist keineswegs verwerflich, auf dem Weg dahin bisweilen stehenzubleiben. Denn wir brauchen Atempausen unterwegs, Rastplätze, Wegzehrung, um wieder weitergehen zu können. Aber wir sollen dabei das Ziel nicht aus dem Auge verlieren: die zukünftige Stadt, das himmlische Jerusalem, den Ort, an dem alles Dunkle überwunden sein wird, was jetzt zu unserer menschlichen Existenz gehört: der Schmerz, der Abschied, die Tränen, die Angst, ja sogar der Tod. Denn auch das Reich der Toten ist keine bleibende Stadt. Das „neue Jerusalem“ dagegen ist ewig. Diese zukünftige Stadt ist ein Ort ohne quälende Fragen und Zweifel, ein Ort der Klarheit und des ewigen Lichts. Sie ist ein Ort der Freude an der neuen Schöpfung, am Wiedersehen mit geliebten Menschen, am Leben in der Gegenwart Gottes. Dahin sind wir unterwegs auf unserem Pilgerweg durch dieses Leben.

Die Tätigkeit, die unser Dasein auf diesem Weg kennzeichnet, ist suchen. Wir sind also da, wo wir in unserem Leben und im Leben unserer Gemeinde jetzt gerade sind, noch nicht am Ziel. Zu diesem Ziel kommen wir jedoch nicht durch zielloses Herumsuchen wie bei einem verlorenen Schlüsselbund. Mit „suchen“ ist hier ein gezieltes Streben gemeint.

Solches Suchen schützt uns zum einen vor Fundamentalismen aller Art, hat doch niemand schon jetzt das Unvergängliche in der Tasche. Zum anderen schützt es uns vor jeder Form von satter Selbstgenügsamkeit. Wer meint, hier auf Erden schon alles erreicht zu haben, der hat entweder seine Träume vergessen oder die, die neben ihm unterwegs sind und eine Verbesserung ihrer Lebensumstände erstreben. Und schließlich kann es uns die Angst vor Veränderungen nehmen, weil wir nicht auf eine ungewisse Zukunft hin unterwegs sind, sondern auf die wunderbare und herrliche „Stadt“ zu, die uns im Leben, Sterben und Auferstehen unseres Herrn Christus verbürgt ist. Mit ihm als Wegweiser und Lebensbegleiter an der Seite werden wir sie mit Sicherheit finden. Das weitet unseren Horizont über das tägliche Klein-klein hinaus und gibt uns Mut und Zuversicht, Geduld und einen langen Atem. Nicht der Weg ist das Ziel, sondern die „zukünftige Stadt“.

Die Worte aus dem Hebräerbrief sollen uns also gerade nicht dazu verleiten, alles grau in grau zu sehen und in Gleichgültigkeit und Lethargie zu verfallen. Sie wollen vielmehr zu einem realistischen Weltbild verhelfen, mit dem wir unser Leben im Hier und Jetzt annehmen und gestalten können, zugleich aber darum wissen, dass sich dieses Leben nicht in den Grenzen dieser Zeit und Welt erschöpft. Sie helfen uns, den Himmel beständig im Blick zu behalten, den Horizont der Ewigkeit mitzudenken und uns auszurichten auf den Botschafter dieser zukünftigen Stadt, auf Jesus Christus, indem wir uns mit unserem Leben an ihm festmachen. Wo immer er zum Zuge kommt, atmet unser Leben etwas von dem, was die neue Welt Gottes ausmacht: Menschenfreundlichkeit und schonende Zuwendung zu seiner Schöpfung, Friedfertigkeit und Geduld, Achtsamkeit und Wahrhaftigkeit, Courage und Zuversicht, Glaube, Hoffnung, Liebe. Und eben das macht uns auch handlungs-, entscheidungs- und lebensfähig. Amen.

© Pfr. i.R. Gerhard Triebe

Lied: ELKG² 668,1-4 (Komm in unsre stolze Welt = EG 428)

Bibeltexte: © Lutherbibel, revidiert 2017 | © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart